

Unverkäufliche Leseprobe aus:

María Cecilia Barbetta

Nachtleuchten

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

ERSTER TEIL **BLOODY MARY**

KAPITEL I-33

I	[11]	12	[48]	23	[96]
2	[16]	13	[52]	24	[102]
3	[18]	14	[55]	25	[104]
4	[20]	15	[62]	26	[111]
5	[22]	16	[71]	27	[117]
6	[25]	17	[77]	28	[128]
7	[30]	18	[80]	29	[135]
8	[33]	19	[82]	30	[137]
9	[37]	20	[83]	31	[141]
10	[40]	21	[86]	32	[146]
11	[43]	22	[94]	33	[152]

ZWEITER TEIL **AUTOPIA**

KAPITEL I-33

I	[159]	12	[214]	23	[288]
2	[168]	13	[216]	24	[289]
3	[172]	14	[223]	25	[294]
4	[176]	15	[227]	26	[299]
5	[183]	16	[234]	27	[302]
6	[188]	17	[245]	28	[306]
7	[191]	18	[249]	29	[309]
8	[196]	19	[264]	30	[312]
9	[201]	20	[265]	31	[314]
10	[210]	21	[268]	32	[325]
11	[212]	22	[282]	33	[338]

DRITTER TEIL **DIE BASILISKEN**

KAPITEL I-33

1	[345]	12	[387]	23	[451]
2	[348]	13	[391]	24	[458]
3	[351]	14	[399]	25	[462]
4	[355]	15	[407]	26	[470]
5	[357]	16	[411]	27	[475]
6	[359]	17	[413]	28	[477]
7	[362]	18	[423]	29	[483]
8	[366]	19	[431]	30	[486]
9	[377]	20	[437]	31	[490]
10	[379]	21	[439]	32	[503]
11	[382]	22	[444]	33	[508]

DIE VIERTE DIMENSION

KAPITEL 100

100	[517]
-----	-------

ERSTER TEIL

BLOODY MARY

Elvio Gianelli tastete die Taschen seines Regenmantels nach Streichhölzern ab. Als er mit einer brennenden Zigarette im Mundwinkel das Haus verließ, ertönten die Kirchenglocken, die das Erwachen seiner Tochter einläuteten.

Noch ahnte Teresa nichts von den Veränderungen, die ihnen bevorstanden, doch als der Vater sich wenig später mit der üblichen Sonntagszeitung und einer Kinderzeitschrift – einem handfesten Beweis seines schlechten Gewissens – zu ihnen gesellte, war sie über die anderen Umstände bereits unterrichtet.

Anstatt sich beim Frühstück wie sonst über die Wirren der Politik auszulassen oder sich mit dem Geisterfahrer zu beschäftigen, der am Vortag, dem 9. März 1974, auf einer der Hauptverkehrsadern von Buenos Aires für chaotische Zustände gesorgt hatte, wollte Elvio Gianelli von seiner Tochter hören, ob sie die Neuigkeit erwartet habe und ob sie sich freue.

Teresa antwortete mit Nein und Ja, während sie den Gimmick vom Cover ihres Magazins *Anteojito* zu lösen versuchte. »Aber nicht doch«, platzte sie heraus. Sie war weiß Gott unvorsichtig gewesen, das Papier war eingerissen, die Hälfte der Buchstaben auf der glänzenden Titelseite waren von der Bildfläche verschwunden, so dass es von nun an nur noch *Ojito* heißen würde: Achtung. Unfug, dachte Teresa verärgert. Als nützte es etwas, im Nachhinein mit einer Warnung behelligt zu werden. *Ojito* bedeutete auch Äuglein, doch die halfen nicht immer weiter. Der Vater, neuerdings beim Lesen auf eine Brille angewiesen, hatte seinem Kind vorsorglich eine Sehhilfe mitgebracht. Teresa befreite das Vergrößerungsglas vom letzten Tesastreifen wie zuvor ihre Augen vom Schlaf, als sie nicht hätte sagen können, ob der Schatten, der in Zeitlupe den Schlüsselbund von

der Wand abgehängt und die Eingangstür hinter sich geschlossen hatte, Bestandteil ihrer Träume gewesen war oder nicht. Die Mutter war ebenfalls noch nicht aufgestanden, als sie mit belegter Stimme »Teresa« gerufen hatte, »Liebling, bist du schon wach?«

Wache hatte die Tochter wie so oft in der Nacht gehalten. Mit ihrer kleinen Statuette in der Hand hatte sie an der Schlafzimmertür der Erwachsenen gestanden und das Ohr so lang dagegen gepresst, bis sie feststellen konnte, dass Frieden herrschte und sie nicht einschreiten musste. Jetzt ruhte sie etwas beduselt auf ihrem Ausziehsofa im Wohnzimmer, sie streckte und reckte sich, bevor sie beherzt die Decke zurückschlug. Sie schlüpfte in ihre Pantoffeln, stolperte über die Riemenschuhe und ein paar Schritte weiter über die Schultasche. Jeden Abend ließ der Vater sämtliche Jalousien herab. Jalousie ist Französisch und bedeutet Eifersucht, wusste Teresa. Durch die Jalousien hindurch konnte die Tochter beobachten, wie verwandelt der Vater wirkte, sobald er sich morgens aus dem Familienhaus stahl. Nun steckte sie den Kopf durch den Türrahmen des elterlichen Gemachs und musste die Augen zusammenkneifen. Sie wurde von der hereinfliegenden Sonne geblendet, die den Raum überflutete und alles darin in eine beißende Helligkeit tauchte. Teresa blinzelte, dabei wechselten Hell und Dunkel so oft, bis ihre Augen sich an die Lichtfülle gewöhnten und nicht länger schmerzten. Die Mutter hatte den Rücken mit einem Kissen gestützt; um sie herum erstreckten sich geheimnisvolle Stofflandschaften, schattige und goldene Bahnen liefen in abgelegene Gefilde aus, dazwischen warfen sich Falten auf, es waren ihrer so viele wie bei einem kostbaren Umhang. Wie eine Erscheinung kam die Mutter der Tochter vor, wie die wohltätige weiße Madonna in der Grotte, wo die Quelle des Lichts nur sie sein kann, die strahlende Mutter, die einen über die Entfernung ruft und zu der man pilgert, weil sie Wärme und Trost spendet, weil man sich seiner Fehlritte schämt und um Verzeihung bitten möchte. Die Mutter lächelt gütig und winkt die Tochter zu sich heran. In solchen Augenblicken geschehen Wunder, denn durch dieses unmissverständliche Zeichen vergisst die Tochter die

Beschwerden und Strapazen des Weges, die nächtlichen Stunden der Trennung, das Wachen an der Schwelle der Kindheit, das Bangen um die Mutter, die erdrückende Ungewissheit im Herzen und den Alb in den Träumen, den unerträglichen Durst mitten in der Nacht, das Aufstehen und sich Vorantasten im Halbdunkeln, das Aufhorchen in der Nähe des Badezimmers, das Aussetzen des Atems und das Lauschen an der Tür, die eiskalten Kacheln, die nackten Füße wie Mondsicheln und die aufkommende Reue, denn heute erinnerte Teresas Mutter mit ihrem offenen Gesicht und ihren zurückgesteckten schwarzen Haaren an die *Santísima Virgen del Monte*, an die Heilige Jungfrau auf dem Berge, oder auch an die wunderschöne *Virgen del Cerro*, Unsere liebe Frau am Hügel, vor der die Pilger gern hinknien, um die am Wegesrand gepflückten Blumen abzulegen und mit ihnen die ganze Müdigkeit und die Sorgen.

Der Platz des Vaters war leer und sein Pyjama zusammengeknüllt. Die Tochter stieg auf das Ehebett, um auf Augenhöhe mit dem Gemälde der *Heiligen Familie* sich Sankt Christophorus anzuvertrauen, einen Fuß zwischen die langgestreckten Beine der Mutter zu setzen und mit dem nächsten Schritt die andere Seite zu erreichen. Während der Überquerung wanderten die Blicke der Mutter über das Nachthemd der Tochter. Durch den lichten Stoff hindurch erkannte die Mutter ihren eigenen zarten Körper von einst wieder; die Mutter konnte sich an den dünnen Gliedmaßen nicht sattsehen, nicht an den schmalen Schultern ihrer Tochter, nicht an dem kleinen flachen Brustkorb, der sich im exakt gleichen Rhythmus wie der ihre hob und senkte, hautnah. Sie drückte ihr Fleisch und Blut so eng an sich, dass die elfjährige Teresa »Aua!« schrie und »*Mamá*, du tust mir weh«.

- »Obwohl ich dich so sehr liebe. Verzeih mir, mein Engel.«
- »Wie weit erstreckt sich deine Liebe, *Mamá*?«
- »Bis zum Himmel und wieder zurück, Teresa.«
- »Wie lang hält deine Liebe an?«
- »So lange wir beide leben und darüber hinaus: eine Ewigkeit.«
- »Eine Ewigkeit«, beteuerte die Tochter. Nach einem schreckli-

chen Zank hatte sie fiebrig an diesem Gelöbniß laboriert, bis jede ersonnene Frage und Antwort festgestanden hatte und sie an jenem Abend zu später Stunde von der Mutter ins Bett und zugleich von dem Glauben getragen worden war, durch das wiederholte Aussprechen des Schwures würde die traute Zweisamkeit für immer unverbrüchlich sein.

Die Mitteilung über die Schwangerschaft kam aus heiterem Himmel und zerstörte die Idylle mit einem Schlag. Unzumutbar empfand Teresa weniger die Tatsache, dass sie aufhören würde, das Ein und Alles der Mutter zu sein (des Vaters, so angespannt, so abwesend), denn egal, was Erwachsene erzählten und wie professionell sie ihre Begeisterung für das Neue im Zaum zu halten vermochten, die Rechnung würde nicht mehr aufgehen und Teresa mit einer zweiten Realität umgehen müssen. Durcheinander brachte sie vielmehr ein Bild, das sich in ihr ausbreitete und unverbrämt das Augenmerk auf das lenkte, was sich hinter der Nachricht des sogenannten Kindersegens verbarg. Das Bild war unanständig zudringlich. Es zeugte von nackten Tatsachen. Dabei ging es um die Körper der Eltern. Obwohl es unscharf blieb, verletzte es die Netzhaut. Die Augen tränten. Teresa weinte nicht. Die Beine, die Arme, die Hände, die Füße, die Elternteile waren verschwommen und ließen sich nicht länger auseinanderhalten. Ein wahrer Albtraum. Die Mitteilung über den Nachwuchs sollte über das unwiderlegbar Anzügliche hinwegtäuschen, sollte Verwandte, Freunde und Bekannte hinters Licht und in die Irre führen, alles war so konfus, dass man unmöglich klar denken konnte. Clara schwieg, und Teresa empfand ein tiefes Unbehagen, wogegen sie mit größter Not ankämpfte. In ihren Augen war dieser Sachverhalt beunruhigend, beleidigend und über die Maßen kränkend. Ich bin krank, *Mamá*. Hat *Papá* heute wieder Bereitschaftsdienst? Denn auf einmal ist mir schlecht, mir ist schwindlig, nein, du kannst doch nichts dafür, es geht gleich vorbei. Teresa rang mit einer inneren Stimme, bis sie begriff – urplötzlich, wie bei einer Offenbarung –, dass an diesem vertrackten Tatbestand etwas war, das der Geschichte eine unerwartete Wendung gab. Bevor der Vater

ihr mit der Kinderüberraschung kam, sie das zweitklassige Vergrößerungsglas auf seine Tauglichkeit hin prüfte und die drei Scheinheiligen zur Tagesordnung übergangen, hatte die Mutter sie restlos aufgeklärt. Als hätte es sich bei diesem unbeholfenen Wortaufwand um eine Prüfung gehandelt, gelang es Teresa, darin ein Vorzeichen zu sehen, welches sie in ihren Vorstellungen und Zukunftsvisionen geradezu bestärkte.

Ein aufblitzender Gedanke hatte sie bis auf weiteres besänftigt: Noch ehe sie im engeren Familienkreis die Feier ihres zwölften Geburtstags begehen sollte, würde sie Schwester werden, Schwester Teresa, und das hörte sich – um bei der Wahrheit zu bleiben – gar nicht so übel an.

Das Stadtviertel, das Elvio, Clara und Teresa Gianelli ihr Zuhause nannten, liegt im Nordosten der Provinz Buenos Aires, eine knappe Autostunde von der Hauptstadt entfernt. Ballester ist ein überschaubarer Außenbezirk mit einer langen Geschichte, aus der einige wenige Anekdoten herausragen, kleinstädtische Vorfälle, die in dem damals kostenlos verteilten *Ballester Lokalanzeiger* zu Großereignissen ausgeschmückt wurden und eine Handvoll traditionsbewusster Familien mit Stolz erfüllten.

Die Gründung des Wohnviertels geht auf das Jahr 1889 zurück. Noch bevor mit Hilfe argentinischen, französischen und britischen Kapitals der Bahnhof in Betrieb genommen wurde, der den ursprünglich toten Erdenfleck durch die Anbindung an die Innenstadt zum Leben erweckte, wurde das Fundament für die Konstruktion einer Kirche gelegt. Der Bauplan im neogotischen Stil stammte von einem ausländischen Architekten, einem Bewunderer der Schauerliteratur von Horace Walpole und seines Anwesens Strawberry Hill, einem aufmerksamen Leser der *Burg von Otranto*, der taumelnd vor Ehrgeiz sich daranmachte, mitten im Nichts seinen gekünstelten Visionen und hochfliegenden Träumen Gestalt zu verleihen. Ursprünglich mit drei Schiffen und zwei Türmen konzipiert, aus Geldknappheit, nach unüberbrückbaren Differenzen und einem mehrjährigen Baustopp letztendlich unter der Leitung eines neuen, selbstzufriedenen Architektenkollegen mit nur einem Schiff und einem Turm von immerhin fünfunddreißig Metern Höhe vollendet, erhob sich heute an der beampelten Kreuzung von Lamadrid und Lacroze die Parochialkirche NUESTRA SEÑORA DE LA MERCED.

Ihre drei Glocken schlugen seit den Anfängen morgens, mittags und abends, doch keiner der Besucher der ersten Stunde wäre auf die

Idee gekommen, dem mittelpträchtigen Geläut eine Aufweckung des gotischen Geistes zuzutrauen – anders die hellhörigen Nachkommen dieser alten Geschlechter, der Montpelats und der Marengos, der Falugues und der Rigantis, der Scápolas und der Meninis; ihre zartbesaiteten Urenkelinnen, die ein streng getaktetes Mädchendasein in der unweit gelegenen Privatschule INSTITUTO SANTA ANA fristeten und sich bei der Messe am Sonntag über weite Strecken zu Tode langweilten, vermuteten unter ihren Füßen geheime Korridore, von flackerndem Kerzenschein illuminierte Katakomben, mit Spinnweben durchzogene Kellergewölbe und Galerien, enge Treppen und zwielichtige Verliese, ein ausgeklügeltes System von Sackgassen und falschen Fährten, in dessen Bau das ganze viele Geld hineingeflossen sein musste, das einst auf dem Papier für den absenten Turm und die beiden fehlenden Kirchenschiffe eingeplant gewesen war, an die sich im Jahre 1974 keine Menschenseele in dieser Gegend mehr erinnern wollte. Läge es im Bereich des Möglichen, Ballester einen Spiegel vorzuhalten, sähen die Alteingesessenen ein paar blinde Flecken auf der verstaubten Oberfläche, während die herausgeputzten Mädchen des SANTA ANA alles dafür gäben, einen Schritt weitergehen zu dürfen, hinter den Spiegel zu treten, wo sich erwartungsgemäß ein Schacht auftäte, der am anderen Ende mit einer Überraschung aufwarten würde, ein Tunnel durch die Zeit, der Raum zwischen den Zeilen, eine unterirdische Passage, an deren Schluss – ach, du heilige Doppelmoral des Katholizismus – die Konsternierten erkannten, dass sie einzig und allein dazu ersonnen worden war, über mehrere Häuserblocks hinweg die beiden bestangesehenen Institutionen ihres Stadtviertels miteinander zu verbinden, zwischen denen es ihnen ja ohnehin erlaubt war, hin und her zu pendeln.

Nach dem sonntäglichen Gottesdienst ging es für ein Drittel der Schülerinnen ins INSTITUTO SANTA ANA zurück. Die Internen saßen im selben Boot. Vom Chorraum aus schauten sie dabei zu, wie die Externen sich wie Fische im Wasser bewegten, wenn sie das Gebetshaus, in dem sie sich nach Lust und Laune ihrer Mütter und Großmütter verteilt hatten, wieder verließen. Sie brachten die Tür in ihren Angeln zum Knarren und gingen an der Brillenschlange vorbei, die auf dem Absatz der Freitreppe bestrebt war, eine lückenlose Anwesenheitsliste zu führen, wofür sie ihre Gläser ununterbrochen auf- und wieder absetzte. Sobald die kurzsichtige Aufsichtsschwester ein Zeichen gab, waren die Internatsschülerinnen dran. Damit nichts aus dem Ruder lief, waren sie gehalten, sich zwischen Skylla und Charybdis aufzureihen, zwischen der Schwester Pfortnerin und der Mère Supérieure. Die Mädchen setzten sich schweigend in Bewegung. Sie schritten würdevoll durch das Kirchenschiff. Sie schritten wie die Nereiden. Sie schritten wie die Begleiterinnen des Poseidon, wie die verspielten Bewohnerinnen der Höhlen in der Tiefe des Ozeans, sie schritten selbstvergessen wie die Beschützerinnen der Schiffbrüchigen, die edlen Töchter des Nereus und der Doris, Naturgottheiten, anmutige Nymphen, die auf Namen hörten, die wie Meeresrauschen klangen und an Schaum erinnerten, sie schritten wie Glauke, Eudora und Ligea, wie Eurydike, Klio und Xantho, wie Galatea, Kalypso, Thetis und Arethusa. Die Jungfrauen des SANTA ANA schritten, als erschlösse sich ihnen die Sprache der Delphine, Seesterne und Hippokampen. Bevor sie sich am Ausgang umdrehten, um ein letztes Mal zum heiligen Altar zu blicken, bevor sie bußfertig in die Knie gingen, um ein Kreuz zu schlagen, tauchten sie zerknirscht eine nach der anderen ihre Fingerkuppen in das Becken

mit dem Weihwasser, das sie von den lässlichen Sünden und der Flut heidnischer Bilder reinzuwaschen versprach, weil es lebendiges Wasser ist, das die Erinnerung wachruft an das Wasser in der Bibel: an das Wasser des Jordan und der Taufe Jesu, an das Wasser des Nils, an dessen Ufer Mose ausgesetzt wird und von wo ihn die Tochter des Pharaos errettet, an das Wasser der Arche Noah, an das Rote Meer der aus Ägypten fliehenden Israeliten, an den See Genezareth, über den Jesus geht und über den Petrus ihm entgegenkommt, an den See von Tiberias, in den die Jünger auf Anweisung des Auferstandenen ihre Netze werfen, um sie voller Fische an Land zu ziehen. Wie der Wal, der Jona verschlingt und wieder ausspeit, entließ NUESTRA SEÑORA DE LA MERCED nach gefühlten drei Tagen die mit allen Wassern gewaschenen Schülerinnen des SANTA ANA. So kurz vor dem Ziel erwähnten sie mit keinem Wort, dass das Wassermann-Zeitalter, von dem sie unlängst Wind bekommen hatten, vor der Tür stand – der Mond im siebten Himmel, Jupiter mit Mars in einer Linie.